Familienblätter.

Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 12. Posen, den 25. März 1877.

Qui pro quo.

Von Dr. C. Grübler.

(Schluß).

Eines Tages, als ich niedergeschlagen und verdrießlich meine Amtsstube verließ, schlenderte ich, um Zerstreuung zu finden, müßig in der Stadt herum und richtete meine Schritte mechanisch nach dem Parkviertel. Ohne es zu wissen, gelangte ich in die Nähe des Hauses, welches von meines Freundes zukünftiger Gemahlin bewohnt wurde.

„Ach," dachte ich, „wenn Max erst Herr dieses schönen Hauses wäre, ginge wohl Alles gut für mich; denn er ist ein rechtschaffener und braver Junge, ein treuer Freund. Aber ehe er mich in den Besitz des Zimmers mit dem blauen Divan und der Badewanne mit den drei Hähnen setzen wird, werde ich Zeit haben, im Schuldgefängniß steinalt zu werden!"

Während ich näher trat, um den prächtigen Blumenflor im Vorgarten zu bewundern, hörte ich plötzlich zu meiner unbeschreiblichen Ueberraschung meinen Namen rufen. Ich blicke rasch auf und erkenne in der ältlichen Dame am Balkon die Gemahlin des Präsidenten unter welchem ich als Referendar gedient. Die freundliche Dame, die mich stets mit ihrem besonderen Wohlwollen beehrt hatte, rief mir einen Gruß zu und bat mich, für einen Augenblick das Haus zu betreten.

„Ich freue mich, Sie zu sehen, lieber Assessor," rief sie mir im Flur entgegen, „ich bin seit Kurzem hier in der Stadt zu Besuch bei meiner trefflichen Freundin, der Frau des Geheimeraths. Bitte, treten Sie einen Augenblick in meine Stube. Die Familie wird sich freuen, einen meiner alten Freunde bei sich zu empfangen."

Wie oft hatte mich meine Phantasie in dies Haus versetzt! Mein Herz klopfte hörbar, als die Präsidentin mich allein ließ, und eine seltsame Aufregung bemächtigte sich meines ganzen Wesens; die unverhoffte Ueberraschung hatte mir alle Ruhe benommen. Es vergingen nur wenige Minuten, und ich war eingeladen, mich der Frau des Hauses vorstellen zu lassen.

Ich weiß nicht mehr, wie viel Gütiges die Präsidentin über mich zu sagen wußte, es mochte wohl nicht wenig gewesen sein, wenn ich nach dem Empfang urtheilen soll, den man mir bereitete. Geheimraths waren ein paar liebe alte Leute und Hedwig, die Tochter, ein reizendes, blühend schönes Mädchen von ungefähr siebenzehn, achtzehn Jahren.

Man forderte mich auf wiederzukommen, als ich Abschied nahm, und, daß ich's nur kurz sage, ich verlebte manch glücklichen Tag im Schooße dieser Familie, ward der Freund des Hauses, und dies in einer Zeit, in welcher man sonst noch kalte Höflichkeiten zu wechseln pflegt. Je öfter ich kam, desto größer ward meine Neugier und Sehnsucht, das blaue Paradies zu sehen; doch all mein Sehnen blieb ungestillt. Nur ein einziges Mal fiel mein Blick durch eine offene Thür in eine prächtige Stube mit blauen Vorhängen; doch ehe ich mir noch ein flüchtiges Bild einprägen konnte, schloß ein heraustretender Diener die geheimnißvolle Pforte.

Mein Verhältniß zu Hedwig war ein ganz eigenthümliches! sie zog mich um so inniger an, als ich, überzeugt das Geheimniß ihres Herzens zu erkennen einen Freundschaftsbund mit ihr eingehen konnte, ohne fürchten zu müssen, daß man mir ernsthafte Absichten — an die ich ja nie hätte denken dürfen, unterschieben würde. Unsere unbefangene Vertraulichkeit wurde zum Gegenstand des Scherzes aller unserer Bekannten und ich mußte manche Anspielung hören, für welche ich erst später ein Verständniß fand.

Wie groß also war meine Ueberraschung, als eines Tages, und gerade der Vorabend desselben Tages, an dem der unglückliche Wechsel fällig wurde, die Präsidentin, mit welcher ich mich allein befand, lächelnd, doch mit einem bedeutsamen Blick an mich herantrat und mich frug, warum ich so traurig erschiene, da Alles so gut für mich ginge?

Ich antwortete, so gut es meine Verlegenheit erlaubte, auf eine ausweichende Art, weil ich Niemanden die unangenehme Lage, in der ich mich befand, entdecken wollte. Die würdige Dame mochte sich nicht zufrieden geben und meinte, das Alles habe nichts zu bedeuten.

„Gehen Sie nur gerade zum Ziel, lieber Assessor," sagte sie ungefähr, „und treten Sie mit dem offenen Anbieten Ihrer Person hervor. Ihre Familie gehört zu den Besten im Lande; Sie sind zwar nicht reich, aber Ihre Stellung und Zukunft ersetzt ein Vermögen, und schließlich, um es gerade heraus zu sagen, sie hat Geld genug für Sie beide."

„Ich bitte Sie, Frau Präsidentin," frug ich ganz erstaunt, „wen verstehen Sie unter der „„sie?""

„Hedwig," antwortete sie ruhig; „wir alle zweifeln nicht, daß sie eine innige Neigung für Sie gefaßt hat."

„Für mich?" — — Sie irren ganz und gar, und ich kann Ihnen sagen . . . ."

Ich stammelte einige Worte ohne Zusammenhang, da ich mich noch im rechten Augenblick erinnerte, daß ich keine Befugniß besäße Maxens Geheimniß zu verrathen.

„Ich weiß, was ich sage," unterbrach mich die Präsidentin; aber, ich höre Hedwig selbst . . . . Ich will Sie allein lassen, und Alles wird sich auf die einfachste und natürlichste Weise entwickeln."

Mit diesen Worten verließ sie den Salon durch eine Thüre, während Hedwig durch eine andere hereintrat.

„Großer Gott! haben Sie irgend eine schlimme Nachricht erhalten?" sagte sie lebhaft, „Sie sehen so bewegt, so verwirrt aus!"

„Sind wir allein?" fragte ich, mich ängstlich umblickend, nach einem Augenblick des Stillschweigens. „Ich muß mich endlich offen erklären!"

Hedwig schwankte, erröthete, schlug die Augen nieder, und ein unwillkürliches Zittern nöthigte sie, sich in einen Fauteuil sinken zu lassen.

„Beruhigen Sie sich," nahm ich sogleich wieder das Wort, „ich bin Maxens bester Freund, und ich kenne das Geheimniß Ihres Herzens."

„Mein Geheimniß?" rief das Mädchen aus und richtete sich auf „Mein Geheimniß?"

„Ja, Fräulein Hedwig, ich wiederhole es Ihnen, ich bin Maxen's vertrautester Freund!"

„Maxens?" frug sie mit dem Tone unverhohlener Ueberraschung.

„Ja, wir kennen uns seit unserer Kindheit."

„Und ich bitte Sie," sprach sie, ihre Hand zurückziehend, die ich ergriffen hatte, „ich beschwöre Sie, wer ist Max, und welche Beziehung soll und kann zwischen uns stattfinden?"

„Seien Sie offen, Hedwig!" sagte ich leise. „Suchen Sie mir nicht zu verbergen, was zwischen Ihnen vorgegangen ist. Max hat mir vor seinem Abgang nach der Garnison Alles gestanden."

„Gestanden — was?" rief sie aus.

„Ihre gegenseitige Neigung, die Versprechungen, die Sie einander gegeben," antwortete ich.

Hedwig warf einen unmuthigen Blick auf mich und über ihre Wangen ergoß sich ein dunkeles Feuer; sie wollte sprechen, doch konnte sie zuerst kein Wort über die Lippen bringen.

„Ich weiß nicht, mein Herr", sagte sie nach einer Weile, „welchen Ursachen ich Ihr Benehmen beimessen soll; niemals habe ich für Jemand eine Neigung gehegt, nie mit Jemand in einem Verhältnisse

gestanden . . . ich kenne ein für alle Male Denjenigen nicht, von dem Sie zu reden vorgaben . . . Bis zu diesem Augenblick hatte ich Sie als meinen Freund betrachten zu können geglaubt . . . doch jetzt . . ." Sie konnte nicht vollenden und begann bitterlich zu weinen.

Ein dichter Schleier fiel plötzlich von meinen Augen; mir wurde die unverzeihliche Falschheit Maxens klar, und in demselben Augenblicke faßte ich die vollkommene Ueberzeugung, daß der fatale Wechsel von ihm nicht bezahlt werden würde.

Die Präsidentin, welche in diesem peinlichen Moment zurückkehrte, fand uns Beide der tiefsten Verzweiflung hingegeben. Hedwig flog auf sie zu und verbarg ihr Gesicht an ihrer Brust.

Eine Viertelstunde war indeß kaum verstrichen, als ich, ohne genau zu wissen, wie es eigentlich zugegangen war, zu ihren Füßen lag, ihr ewige Liebe schwörend und dankend, daß ihr Verhältniß zu meinem Freunde Max nur Märchen und Lüge war.

Hedwig verwies mich an ihren Vater; aber in ihren Augen konnte ich lesen, daß sie meine Fürbitterin sein wolle. Ich begab mich also diesen Abend als der glücklichste Sterbliche zu Bette und träumte mich auf dem blauseidenen Divan, während Maxens Leichnam in der weißen Marmorwanne schwamm, in unendlichen Fluthen von Eau de Cologne ersäuft.

Die Zusammenkunft mit Hedwigs Vater war am anderen Morgen mein erster Gedanke; aber ach! alle meine glänzenden Aussichten wurden bald durch die Erinnerung an den Schuldschein und durch die nur zu große Wahrscheinlichkeit verdunkelt, daß ich vor Sonnenuntergang meine leichtgläubige Gutmüthigkeit hinter Schloß und Riegel büßen würde. In dieser kritischen Lage durfte ich, als Mann von Ehre, dem achtungswürdigen Vater Hedwigs mit meiner Bitte nicht nahen und es darauf ankommen lassen, daß er den Tag darauf genöthigt würde, 3000 Thaler für mich und meine Freiheit zu bezahlen. Nachdem ich das Mißgeschick, das mich verfolgte, lange genug beklagt hatte, faßte ich endlich Muth und begab mich auf den Weg zu dem Bankier, in dessen Händen der Wechsel mit meiner Unterschrift sich befand. Zitternd trat ich ein; und fast versteinert vor Ueberraschung stand ich da, als mir höflich gesagt wurde, der Wechsel sei bereits eingelöst. Max hatte rechtzeitig Deckung gesendet.

Zwei Gedanken drangen sogleich auf mich ein. Ich hatte meinen Freund verleumdet . . . und ich konnte jetzt mit aller Zuversicht mich in der Parkstraße zeigen Die näheren Umstände meiner Heirath will ich nicht berühren; ich erwähne nur, daß, nachdem man sich gegenseitig verständigt hatte, Hedwigs Familie die Stadt verließ, um einige Zeit auf einem Landgute zu verleben. Ich blieb zurück, um meine Rückstände aufzuarbeiten und mich um einen längeren Urlaub zu bewerben.

Einige Tage, nachdem meine Braut abgereist, saß ich allein in meinem Zimmer, als plötzlich die Thüre stark aufgerissen wurde und ich Max vor mir stehen sah. Er schien so glücklich, mich wiederzusehen, daß ich nicht umhin konnte, ihm freundlich entgegen zu kommen; er goß sich in Danksagungen über den Dienst, den ich ihm geleistet hätte, und nachdem ich ihm meine Besorgnisse, dann aber meine Freude über seine Pünktlichkeit gestanden hatte, konnte ich mich nicht enthalten, zu sagen:

„Wohlan, lieber Freund, jetzt, da Du, wie ich sehe, die Charge eines Rittmeisters erreicht hast, darf ich voraussetzen, daß sich Deiner baldigen Verheirathung keine Schwierigkeiten mehr in den Weg stellen werden."

„Meiner Verheirathung?" sagte er erröthend.

„Nun ja" erwiderte ich, heimlich lachend, „Deine Heirath mit der reichen Erbin aus der Parkstraße."

„Ach," rief er aus, indem er meine Hand fast krampfhaft drückte „sprich mir niemals mehr davon, ich flehe Dich darum an!"

„Und warum, mein Freund?"

„Es ist Alles aus!" seufzte er.

„Ist es möglich?"

„Ja . . . . die Verrätherin . . . aber ich kann von ihr nicht, sprechen, mir wird unwohl. Ich will sie vergessen, für immer und ewig. Erinnere mich nicht mehr an sie!"

Ich versprach das strengste Stillschweigen zu beobachten, und eine Zeit lang genossen wir das Vergnügen, einander zu treffen und unsere alte Lebensweise zu erneuern. Selbst als Braut und Schwiegereltern zurückkehrten, sahen wir uns täglich. Erst kurz vor der Vermählung vernachlässigte ich meinen Freund wider meinen Willen.

Am Tage vor der Hochzeit kam Max zu mir und zeigte sich nicht wenig überrascht, mich so sehr beschäftigt zu sehen. Er frug mich um die Ursache.

„Mein lieber Max," antwortete ich, es geschieht um einer Angelegenheit willen, welche bisher ein tiefes Geheimniß geblieben ist. Vor einem Freunde, wie Du es bist, darf ich heute den Schleier lüften. Höre denn . . . . daß ich mich morgen verheirathe"

„Du verheirathest Dich morgen? rief Max wie außer sich.

„Ja, morgen."

„Mit wem! Ist sie schön? ist sie reich?"

„Ich habe jetzt nicht Zeit, auf alle Deine Fragen zu antworten. Aber ich muß mit meiner neuen Familie zu Mittag essen, und ich beabsichtige Dich meiner Braut als meinen besten Freund vorzustellen. Eile daher, Deine Toilette zu machen; in längstens einer halben Stunde halte ich mit meinem Wagen vor Deiner Thür."

Als wir zusammen in der Kutsche saßen, frug Max:

„Wo wirst Du in Zukunft leben?"

„Die Zeit wird es lehren!" antwortete ich.

„Aber wohin führst Du mich?" sagte er in dem Augenblicke, als der Wagen rasch in die Parkstraße einlenkte.

„Du siehst es, wir sind in der Parkstraße."

„Und Deine Braut wohnt?"

Ehe ich antworten konnte, hielt der Wagen vor dem Palais Max sagte nichts mehr; als ich ausstieg, flüsterte er mit erstickter Stimme:

„Ich habe die Lektion verdient, Freund; doch ich dächte, es wäre nicht nöthig, die Sache noch weiter zu treiben. Kehren wir zurück."

„Ei," erwiderte ich, „damit wäre mir schlecht gedient."

„Was hast Du vor?" rief Max, indem er mich, als ich im Begriff war, die Treppe hinanzusteigen, ängstlich am Rocke festhielt.

„Komm nur," lachte ich, „Du wirst alte Freunde finden; ich hoffe, Du zeigst mir das Zimmer mit den blauen Vorhängen, den Divan und die Wanne mit drei Hähnen!"

„Du gehst zu weit," murmelte Max. „Ich erkenne mein Unrecht, ich habe Dich getäuscht, verzeihe mir; aber kehren wir um, ich bitte Dich, oder man wird uns für verrückt halten. Denke an meine Uniform!"

„Nur weiter!" rief ich ihm zu und legte seinen Arm in den meinen; er folgte mir, mehr todt als lebendig.

„Das Gesicht," schloß der Erzähler, „mit welchem mein armer Freund meiner Braut gegenüberstand, war's, welches mir plötzlich vor Augen trat und mich lachen machte. War's nicht komisch, Hedwig?" frug der alte Herr die eben eintretende Mutter der Jubelbraut.

Das Feuer war längst erloschen. Die alte Frau meinte lächelnd, wenn die Geschichte erzählt worden, sei es schade um das schöne Holz.

Zwei Diebe.

Novellette nach dem Französischen von Maximilian Bern.

„Das ist in der That unglaublich!" rief Herr Blavier, Maire der Kommune G. im Arrondissement von Meaux, als er die Lektüre eines Briefes beendigt, den man ihm soeben gebracht und der ihn veranlaßt hatte, seine Whistpartie zu unterbrechen. „Welche Verwegenheit gehört doch dazu, in dieses Land zurückzukommen, wo er so wohlbekannt ist, wo die Behörden so thätig, streng und intelligent sind, in diese Stadt, deren Justiz er vor drei Monaten nur durch ein Wunder entkommen ist!"

„Ich errathe, daß Sie von Pierre Laudrin sprechen," sagte zitternd eine der anwesenden Damen.

„Ja wohl von ihm. Der Kommandant der Gendarmerie schreibt mir, man habe Laudrin wieder in unserer Umgegend herumstreifen sehn; morgen werden mir zwei verkleidete Gendarmen zu seiner Gefangennahme zur Verfügung stehen, bis dahin solle ich selbst gut aufpassen lassen."

„Gelingt es, sich seiner zu bemächtigen, so ist der Weg zum Stellvertreter des Prokurator nicht weit," bemerkte boshaft ein beeideter Notar, der ein Partner der furchtsamen Dame war.

„Ganz recht!" erwiderte Herr Blavier und wendete sich, soweit es sein beträchtliches Embonpoint erlaubte, nach dem vom Whisttisch entferntesten Winkel des Salons, in welchem Madame Estelle Blavier in Gesellschaft eines jungen Mannes, der an ihrer Stickerei viel Gefallen zu finden schien, die Farben zu einem Teppich wählte, „ganz recht, es trifft sich gut, daß wir gerade Herrn Morand hier haben."

„Sprechen Sie von mir?" frug jener.

„Aber lieber Freund, haben Sie denn die Neuigkeit nicht gehört, die ich soeben erfahren habe?"

„Nein," sagte Herr Morand, indem er unwillkürlich lachte, „Madame und ich waren eben mit einem Entwurf beschäftigt . . . . . . einem Entwurf zu einem Teppich natürlich."

„Ich tadle einen jungen Mann nicht," entgegnete Herr Blavier in belehrendem Tone, „wenn er gegen das schöne Geschlecht aufmerksam ist — selbst Herkules spann ja zu Omphales Füßen — aber ich wundere mich, daß der Name Laudrin Ihnen nicht sofort aufgefallen ist!"

„Sollte man ihn gefangen haben?" rief der Substitut mit einer Lebhaftigkeit aus, die seine Gesetzesliebe bewies.

„Noch nicht! es wird aber bald geschehen, wenn es nur von meinem Eifer abhängt." Herr Blavier fügte, sich erhebend, hinzu: „Lieber Freund, spielen Sie für mich, während ich hinausgehe, um dem Feldhüter einige Worte zu sagen."

Als Herr Blavier in den Empfangssaal zurückkehrte, nahm er die würdige, befriedigte Miene eines Generals an, der eben siegreiche Maßregeln für den morgenden Kampf getroffen hat. Nachdem er noch einige Details seiner strategischen Verfügungen mitgetheilt hatte, kündigte er an, daß er sich zur Ruhe begeben müsse, um am nächsten Tage früh aufstehn zu können. Seine Gäste folgten seinem Beispiele und bald darauf schien das ganze Haus in Schlaf versunken.

. . . . In einem schönen Boudoir des ersten Stockwerkes, dessen Fenster auf eine mit Gesträuch dicht bewachsene Terrasse einen Ausblick gewährten, plauderten inzwischen Jules Morand und Madame Blavier. Plötzlich erbleichte die Frau und flüsterte: „Haben Sie nichts gehört?"

„Nicht das Geringste," antwortete Jules, „Sie doch auch nicht!"

Im selben Augenblick wurde von außen eine Scheibe eingeschlagen, das Fenster öffnete sich, und wie durch Zauberei stand ein fremder Mann im Zimmer.

„Verzeihen Sie, wenn ich störe!" sagte er, ging darauf geraden Weges auf die Thüre zu, die ohnedies schon verriegelt war, drehte den Schlüssel zwei Mal um und steckte ihn in die Tasche. „Verzeihen Sie, Noth kennt kein Gebot."

Das Erscheinen und Benehmen dieses Menschen entlockte Madame Blavier einen Schreckensruf, während Jules Morand sich entschlossen zu ihrer Vertheidigung vor sie hinstellte. Indessen schien die Person, deren plötzliches unheimliches Auftauchen ihr tête-a-tête gestört hatte, nichts Böses gegen die Beiden im Schilde zu führen. Der Fremde war ein ganz hübscher, gutgebauter Bursche mit mehr kühnem als unverschämtem Gesichtsausdruck. Die Behaglichkeit, mit der er sich auf den Kamin stützte, kontrastirte auffallend mit seinem fadenscheinigen Rock, seinen abgenützten Stiefeln und seiner groben rothen Kravatte.

„Ich bedaure sehr," sagte er, indem er, in seiner etwas theatralischen Stellung verbleibend, Jules Morand ruhig mit den Augen maß, „ich bedaure, diese junge Dame erschreckt zu haben, aber das Unglück ließ mich da oben einem rohen Bedienten begegnen, der mir keinen anderen Ausweg ließ, als das Dach, von wo aus ich wie ein Eichhörnchen auf die Terrasse und von da hierher sprang."

„Und wer sind Sie?" frug Jules von oben herab.

„Pierre Laudrin, wenn Sie es durchaus wissen wollen, Herr Jules Morand."

Estelle zitterte bei diesem Namen und Jules rief: „Wie? Sie wären dieser Elende?"

„Elend, ja recht elend," erwiderte Pierre, indem er einen mitleidig spöttischen Blick auf seinen Anzug warf, „aber größtentheils, Herr Substitut, nur durch die Schuld Ihres Schneiders. Er liefert Ihnen schlechtes Tuch und meine Kleider sind aus einem gewissen Mantel gemacht" — — —

Herr Morand war nicht gewöhnt, sich von Dieben verspotten zu lassen. Er war sehr reizbar, und, obwohl augenscheinlich weniger stark als Laudrin, faßte er ihn am Arme und schrie: „Sie sind ein unverschämter Gauner und werden diesmal der verdienten Strafe nicht entgehen."

Bei diesen Worten stürzte sich Estelle auf ihn und beschwor ihn, Pierre entwischen zu lassen.

„Sehen Sie! Madame faßt die fatale Situation viel richtiger auf als Sie", sagte Letzterer mit seiner gewöhnlichen, boshaften Kaltblütigkeit. „Wenn Herr Blavier Sie in diesem Zimmer trifft, so wird er zu wissen verlangen, was Sie hier machen. Unglücklicherweise giebt es jetzt keine Möglichkeit des Entweichens für mich, weil alle Ausgänge bewacht sind und weil der Diener, der mich schließlich noch mit seinen Blicken verfolgte, weiß, wo ich gegenwärtig bin. Geben Sie Acht; nach dem Lärm, den wir bereits in der Ferne hören, können wir annehmen, daß der Schlingel schon das ganze Haus in Alarm gesetzt hat."

„Mein Gott! dann bin ich verloren!" rief Frau Blavier voll Verzweiflung.

Jules fühlte, wie traurig die Lage der armen Frau und wie peinlich seine eigene war.

„Geben Sie mir den Schlüssel!" sagte er zu Laudrin, „wir werden zusammen hinabgehen und ich verspreche Ihnen, Ihrer Flucht keine Hindernisse entgegen zu setzen."

„Ihr Vorschlag hat nur einen Uebelstand," antwortete Pierre lachend. „Während Sie Ihr Zimmer ruhig erreichen können, dürfte ich, sobald ich diese Thürschwelle überschreite, in die Klauen der Leute fallen, die mir aufpassen."

„Ich schwöre Ihnen," betheuerte Estelle, „daß wir Sie zu befreien wissen werden, falls Sie ins Gefängniß kommen sollten."

„Das nenne ich vernünftig gesprochen, Madame, aber Sie werden einsehen, daß mir ein in der Angst gegebenes mündliches Versprechen nicht genügen kann. Ich brauche eine von Ihnen und dem Herrn unterzeichnete schriftliche Zusage."

„Alles, was Sie wollen!" beeilte sich die erschrockene junge Frau zu versichern.

„Estelle, es ist unmöglich!" sagte Jules. „Ich wäre entehrt, wenn dieses Versprechen bekannt würde."

„Und was wird aus meinem guten Namen, wenn mein Mann Sie hier trifft?" fragte Madame Blavier, indem sie Thränen vergoß.

„Aber wer steht uns gut dafür, daß dieser Mensch unser Geheimniß nicht verräth?"

„Mein eigenes Interesse verbürgt Ihnen mein Schweigen," unterbrach ihn Pierre. „Es erscheint mir zu nöthig, mit einer Gerichtsperson auf gutem Fuße zu stehn, als daß ich Sie nicht schonen sollte."

Estelle brachte Papier und Schreibzeug und beschwor Herrn Morand zu schreiben.

„Wenn der Herr sich nicht beeilt," bemerkte Laudrin, „so wird es bald zu spät sein."

Man hörte den Lärm im Hause anwachsen. Jules ergriff mit mürrischem Widerwillen die Feder und warf einige Zeilen aufs Papier; als er aber unterschreiben sollte, stand er auf, indem er ausrief: „Ich kann mich unmöglich so entehren. Mit einem Diebe einen Vertrag zu schließen, wäre niederträchtig."

Madame Blavier faltete mit flehender Miene die Hände, weil die Thränen sie am Sprechen hinderten. Laudrin zuckte die Achseln und sagte barsch: „Der Titel „Dieb" hält Sie ab, und doch verdienten Sie ihn ebenso gut, ja noch weit mehr als ich. Weiß Gott, Ihnen steht die sittliche Entrüstung schlecht zu Gesicht! Sie schleichen sich feig in das Heiligthum eines befreundeten Hauses, um Ihrem Vorgesetzten, dem Manne, der Sie mit Wohlthaten überhäuft, der Ihnen zu einer Karriere verhilft, sein theuerstes Gut zu rauben!". . . .

„Lassen Sie Herrn Blavier kommen," fuhr er fort, als er bemerkte, daß Morand ihn befremdet ansah, „und fragen Sie ihn, ob ihn der Verlust des Gutes, das Sie ihm rauben, nicht viel unglücklicher macht als das Verschwinden des Silberschmuckes, den ich ihm stahl, um einige Zeit hindurch Obdach und Brod zu haben. Ich, der Heimathlose, der Verstoßene, der Auswurf der Gesellschaft, habe Herrn Blavier eine leicht ersetzbare Kleinigkeit entwendet, habe es nothgedrungen gethan und dabei meine Freiheit, ja vielleicht mein Leben gewagt, Sie aber, der vom Schicksal begünstigte, reißen die Frau von seinem Herzen und spielen schamlos dabei noch die Rolle seines Freundes, also eines Beschützers seines Hauses und seiner Ehre. Wer von uns Beiden, frage ich, ist der erbärmlichere, der feigere Dieb? Haben Sie je den Muth gehabt, mit dem offenen Bekenntniß Ihrer Leidenschaft vor Herrn Blavier hinzutreten, auf eine Scheidung zu dringen, ihm sein Weib kühn abzutrotzen? Pfui über Euch, die Ihr von Tugend trieft und dabei" . . . . . .

„Jules," lispelte Estelle unter Schluchzen, „unterschreiben Sie, wenn Sie mich nicht vor Scham sterben sehen wollen."

Jules Morand unterzeichnete, Madame Blavier setzte ohne Zögern ihren Namen darunter und Laudrin verbarg sogleich das wichtige Aktenstück unter seiner Weste.

Die vorhergegangenen Debatten hatten viel von der kostbaren Zeit geraubt, und als Herr Morand gehen wollte, hielten ihn Schritte zurück, die er auf dem Korridor hörte. „Ach!" rief er, ich habe umsonst eine Feigheit begangen."

„Nein, mein Herr!" sagte Laudrin, dessen durch Gefahren geschärfter Geist leicht Auswege fand. „Wir werden Beide in dieses Kabinet eintreten. Madame wird Alles bei Seite schaffen, was Ihre oder meine Gegenwart verrathen könnte. Sie wird sich schlafend stellen. Wenn man hereinkommen und sie gezwungen wird . . . . . ."

Die Stimme des Herrn Blavier, der seine Frau die Thüre zu öffnen bat, ließ Laudrin keine Zeit, seine Auseinandersetzung zu vollenden. Er zog Jules ins Kabinet, und Madame Estelle, die mehr todt als lebendig war, entschloß sich endlich, diesen gefährlichen Besuch über sich ergehen zu lassen, nachdem sie zuvor geräuschlos das Zimmer in Ordnung gebracht und ihre Toilette absichtlich in Unordnung gebracht hatte.

Wenn ein nächtlicher Alarm für die davon Betroffenen störend und peinlich ist, so pflegt er dem kaltblütigen Zuschauer stets eine komische Seite zu zeigen, die ihn unterhalten muß. Die Kleider, die man in der Eile anzieht, vermehren durch die sonderbare Zusammenstellung die drollige Wirkung der erschrockenen Gesichter, auch läßt die Verwirrung meist eine Menge von Gegenständen als Vertheidigungswaffen ergreifen, die man nicht ohne Lachen ansehen kann.

Als der Maire von G., begleitet von mehreren Dienern und anderen Personen in das Zimmer seiner Frau stürzte, bildeten der Chef und seine Truppe einen wahren Maskenzug. Blavier, in einen geblümten Schlafrock gehüllt, hatte eine Jagdflinte in der Hand, während seine Nachtmütze ein schützender Pompierhelm krönte, der als neues Modell von der Präfektur geschickt worden war. Seine Leute waren ebenso grotesk herausstaffirt; der Eine war mit einer Hacke, der Andere mit einem Bratspieß, ein Dritter mit einem Besenstiel bewaffnet. Der Notar schwang eine Guitarre, und die Frauen, die in Nachtkorsetten folgten, trugen für alle Fälle Scheeren in der Hand.

„Estelle", sagte Herr Blavier, als er eintrat, „Sie sind, ohne es zu ahnen, einer großen Gefahr entgangen. Ein Mann, ein Dieb ist hier auf Ihrer Terrasse verborgen. Dominique hat gesehen, wie er vom Dach da heruntersprang."

Madame Blavier vermochte kein Wort über die Lippen zu bringen und richtete unwillkürlich die Blicke nach dem Fenster.

„Kommt Kinder! muthig vorwärts!" fuhr der Maire fort, „jeder Rückzug ist dem Gauner abgeschnitten. Wir müssen seiner habhaft werden!"

Die Rotte rückte in guter Ordnung vor. Erst als sie nach gewissenhafter Streifung bestürzt zurückkehrte, weil sie Niemand zu finden vermocht hatte, bemerkte der Notar die Scherben der Fensterscheibe, welche auf dem Teppich herumlagen.

„Der Hallunke ist hier hereingekommen", sagte er, „und muß noch da sein, da die Thüre von innen verschlossen war."

Die Folgerung war logisch. Madame Blavier sah diese Konsequenzen voraus und fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Man ging also daran, jeden Winkel des Zimmers zu untersuchen; man stöberte hinter den Vorhängen, unter dem Bette, in den Schränken und wollte eben ins Kabinet eindringen, als Laudrin sich zeigte. Sein Erscheinen verursachte ein momentanes Stillschweigen, das er zu der feierlichen Erklärung benutzte: „Der Feind ergiebt sich und streckt die Waffen."

Man umringte ihn bald, man drang auf ihn ein und man sprach sogar die Absicht aus, ihn zu binden, aber Madame Blavier konnte sich nicht enthalten, gegen eine unnütze Strenge zu protestiren.

„Meine Frau hat Recht", sagte Herr Blavier, „mißbrauchen wir unseren Sieg nicht." Dann setzte er, von Estelles Blässe frappirt, hinzu: „Meine Freunde, Sie werden diesen Menschen im unteren Saal bis zum Morgen bewachen, und ich werde bei meiner Frau bleiben, deren Schlaf auf so schreckliche Weise gestört wurde, daß ich befürchten muß, sie werde davon erkranken."

Estelle beeilte sich, zu versichern, daß sie nur der Ruhe bedürfe; als aber ihr Mann bei seiner Meinung blieb, kam ihr Laudrin zu Hilfe.

„Mein Herr," sagte er, „ich habe Ihnen eine wichtige Mittheilung zu machen, wollen Sie mich unter vier Augen anhören?" Nachdem Herr Blavier einen Augenblick geschwankt hatte, hätte er vielleicht eingewilligt, wenn er sich nicht erinnert hätte, daß es eigentlich dem Substituten Jules Morand gebühre, die vertraulichen Bekenntnisse Pierres entgegenzunehmen. — Jetzt bemerkte man erst die Abwesenheit Morands; ein Diener wurde auf sein Zimmer geschickt, fand es aber leer.

„Das ist seltsam!" flüsterte der Notar spöttisch zu den Damen.

Madame Blavier neigte in dieser neuen Angst muthlos den Kopf, und wieder war es Laudrin, der ihr beistand.

„Während ich auf der Terrasse war," sagte er, „bemerkte ich Herrn Morand, wie er den Hof durchschritt, um zu Nikolas zu gehen."

Estelle warf ihm einen dankbaren Blick zu, während ihr Mann sich lachend zu ihr wandte, um sie an den Argwohn zu erinnern, den er schon früher einmal geäußert hatte: „Wußt' ich's doch, daß der Spitzbube Jules keine Nacht ruhig in seinem Zimmer bleibt, also die kleine Rosette ist es, so, so —"

„Warum dieses Kind verdächtigen," unterbrach ihn Madame Blavier, der die eigne Gefahr das Gerechtigkeitsgefühl nicht geraubt hatte. „Rosette ist ein sehr braves Mädchen."

„Ich will Ihnen glauben, liebe Estelle; ist nicht die Leichtgläubigkeit der Ehemänner sprichwörtlich?" Dann, sich zu Laudrin wendend, sagte er mit würdiger Amtsmiene: „Ich willige darein Sie anzuhören, aber hüten Sie sich, Schelm, mich zu belügen!"

Während alle Uebrigen ihre Betten wieder aufsuchten, schloß er sich mit dem Dieb ein, plazirte aber für den Nothfall zwei Diener vor die Thüre.

Sobald Madame Blavier allein war, lief sie zu Jules und forderte ihn auf, sich schleunigst zu entfernen. Die Eintheilung des Hauses ermöglichte es dem jungen Mann, ungesehen sein Zimmer zu erreichen. Bevor er sie verließ, wollte er ihr noch einige Trostworte sagen, aber sie wies ihn mit Entschiedenheit zurück. „Herr Morand," erklärte sie, „wir sprechen uns an diesem Ort und zu dieser Stunde zum letzten Mal. Sie wissen, ich habe nicht erst dieser grausamen Lektion bedurft, um meine Schwäche zu bereuen."

Herr Morand versuchte es, sie auf andere Gedanken zu bringen.

„Nein, nein — — — „wir dürfen jetzt keine gemeinsamen Gedanken mehr haben, außer dem einen, den armen Laudrin zu retten."

„Ich muß ihn ja retten," antwortete Jules verstimmt, „er hat meine schriftliche Zusage, dieser Bandit!"

„Beschimpfen Sie ihn nicht," rief Estelle, „er ist ohne Zweifel strafbar, aber Andere sind es eben so sehr, wenn nicht mehr, wie er es Ihnen selbst auseinandergesetzt hat."

„Meine liebe Estelle, Sie sind nervös, und das ist begreiflich, ein ander Mal hoffe ich Sie weniger reizbar zu finden."

Indem er so sprach, öffnete Jules die Thür und prüfte die Umgebung, dann entschlüpfte er so scheu und verstohlen, wie es einer ,ener Gesellen gemacht haben würde, mit denen ihn Laudrin verglichen hatte. . . .

Während der Prozeßverhandlung Pierres erfuhr das Publikum plötzlich mit Bedauern, daß der geschickte Dieb aus seinem Gefängnisse entflohen sei. Man setzte zu seiner Verfolgung die ganze Polizei des Departements in Bewegung, aber leider vergebens. Zuletzt glaubte man, daß er das Land verlassen habe.

Eines Abends, als Estelle in der Kirche betete, sah sie einen armen Alten, der sich dem Platze, wo sie kniete, näherte und um ein Almosen zu bitten schien. Die junge Frau zog rasch einige Münzen aus der Börse, in welcher sich Gold für große Einkäufe befand, aber der Alte legte, statt ihr Almosen entgegen zu nehmen, ein Papier in ihre Hand. Es war das von ihr und Jules gegebene Versprechen, ihn zu retten. Beim Anblick dieses Dokuments war die Erregung Estelles sehr lebhaft, dieselbe steigerte sich noch, als der Alte, seinen falschen Bart abnehmend, ihr das Gesicht Laudrins zeigte. Alsbald reichte sie ihm aus einem natürlichen Gefühl der Dankbarkeit ihre ganze Börse und sagte mit leiser Stimme und frommer Demuth: „Nehmen Sie dies, fliehen Sie und trachten Sie, als ehrlicher Mensch zu leben. Es ist mir mit Gottes Hilfe gelungen, meine strafbare Neigung zu besiegen, ich werde zu ihm beten, daß er Ihnen gleiche Gnade gewähre."

„Ihre Worte werden noch mehr als Ihr Geld zu meiner Besserung beitragen," erwiederte Laudrin überrascht und gerührt.

Man erfuhr später, daß dieser Mann, dessen Verbrechen die Folgen eines zu hart bestraften Jugendfehlers waren, in Amerika eine Zuflucht fand und sich durch redliche Arbeit eine ehrenvolle Existenz gründete.

Was Herrn Morand betrifft, so hat man immer bemerkt, daß er sich bei Prozeßverhandlungen unter allen Verbrechern den Dieben gegenüber verhältnißmäßig am strengsten erwies.

Briefkasten.

M. P. in Posen. Sie irren. Der Ausdruck „Auf einem Prinzip herumreiten" entstammt nicht den Kinderschuljahren des preußischen Parlamentarismus resp. dem vereinigten Landtage von 1847. Der Vater dieser landläufigen Redensart ist vielmehr ein deutscher Fürst, Sr. Durchlaucht Heinrich LXXII. Fürst von Reuß-Lobenstein-Ebersdorf. In dem nachfolgenden, grammatikalisch höchst beachtenswerthen, Ukas dieses „Herrschers aller Reußer" an sein treues Volk, veröffentlicht durch das „Adorfer Wochenblatt", hat dies geflügelte Wort das Licht der Welt erblickt:

„Ich befehle hiermit Folgendes in's Ordrebuch und in die Spezial-Ordrebücher zu bringen. Seit 20 Jahren reite Ich auf einem Prinzip herum, d h. Ich verlange, daß ein Jeglicher bei seinem Titel genannt wird. Dies geschieht stets nicht. Ich will also hiermit ausnahmsweise eine Geldstrafe von Einem Thaler festsetzen, der in Meinem Dienste ist, und einen Andern, der in Meinem Dienste ist, nicht bei seinem Titel oder Charge nennt."

Schloß Ebersdorf, den 12. Oktober 1844.

Heinrich LXXII.

Verantwortlich für die Redaktion: Carl Röstel in Posen. Druck und Verlag von W. Decker u. Co. (E. Röstel) in Posen.